



1925-12-13

Königin Karolines Geburtstag

Michaelis Karin

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251213&seite=32&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Karin, Michaelis, "Königin Karolines Geburtstag" (1925). *Essays*. 705.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/705

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Königin Karolines Geburtstag.

Von Karin Michaelis.

Hiemit habe ich die Ehre und Freude, die Leser aus Anlaß von Königin *Karolines* neunzigstem Geburtstag nach Aulestad einzuladen. Aber da alle Feste – von der Geburt angefangen – mit Vorbereitungen beginnen, ist es am besten, die Gäste auch an diesen teilnehmen zu lassen: Im vorigen Jahre war es, daß alle fünf Aulestadkinder in ihr Elternhaus gestürzt kamen, wo die Björne-Mutter totkrank daniederlag. Als der älteste Sohn, der am weitesten fort war und darum am wenigsten erwartet wurde, am Bett erschien, in bebender Angst, daß sein Kommen die Kranke erschrecken könne, lächelte [sic] [lächelte] diese schalkhaft und brach in die Worte aus: - Es ist doch wohl noch nicht so weit zum Leichenschmaus!

Bei dieser Gelegenheit nahmen die fünf Geschwister und ganz Norwegen mit ihnen sich den Schwur ab, ihre Mutter für diesen Tag zu beschützen und zu bewahren. Und der Schwur wurde gehalten. Im Sommer, als ich eine kleine Spritztour hier hinauf machte, waren die Festvorbereitungen im vollen Gange. Es lag Geburtstag in der Luft. Die Sonne schien wärmer und die Feuchtigkeit war nicht so hinterhältig wie sonst in norwegischen Sommern. Aber jedesmal, wenn ein ganz geringer Ohnmachtsanfall die Wangen der weißen Königin bleichte, beschlich uns alle Furcht. Nur sie selbst nicht. Sie wußte, daß der Pakt zwischen ihren Kindern und den höchsten Mächten geschlossen war, und da sie selbst ihr königliches Wort nie gebrochen hatte, so rechnete sie – ganz richtig – damit, daß die Natur es auch nicht tue. . . .

Neunzehn Grad Kälte. Schnee überm Lande. Eine neunzigjährige Mutter, umgeben von all ihren Kindern. Sie ist so lebendig und lebhaft, so unbändig strahlend, so märchenfroh in ihrer freudigen Erwartung, daß wir andern im Vergleich zu ihr die reinen Methusalems sind. Wir müssen förmlich eine Verschwörung anzetteln, um ihrer bezaubernden Gesellschaft zu entfliehen, damit ihre Kräfte nicht vor dem Tage verbraucht seien. Am liebsten möchte ich – als Dichterin – den ganzen, geschlagenen Tag bei ihr sitzen und jedes ihrer Worte niederschreiben, wie man zur Sommerzeit Vorräte für den dunklen, notbringenden Winter sammelt. Sie schwebt überall herum, ist neugierig wie ein Wiesel und ebenso behende. Festbinden können wir sie ja nicht, und täten wir's, zerbisse sie die Bande, weiß Gott, mit ihren starken, gesunden Zähnen. Sie reibt ihre weißen kleinen Hände voll unsäglichen Wohlbehagens, jede Sorge, jede traurige Erinnerung ist tausend Meilen weit fort. In jugendlichem Uebermut [Übermut] zählt sie unbekümmert an den Fingern die Gäste ab, die sich angemeldet haben, und lacht beim Gedanken daran, wie sie untergebracht werden sollen. Pah, das geht sie nichts an, gelt. Sie hat nichts mit dem ganzen zu schaffen. – Schau, ich bin nur ein Gast, liebste Freundin. Ich bin zu diesem Fest eingeladen, ja, freilich. Das seid ihr andern auch, aber auf ganz andere Art. Sie lächelt pfiffig und nicht : - auf eine *ganz* andere Art.

Denn *Dagny*, die ewige *Loreley* Aulestads und aller Maler, die aus Paris gekommen ist und mit ihrem Geist und Charme, mit ihrer Süße und ihrem Raffinement ganz Frankreich ins Gaustal hinaufbringt – hat für alles die Fürsorge übernommen, für die Fremdenbetten, für das Essen und das Wetter. Die goldige Karoline meint, daß alles in schönster Ordnung sei. Sie hört nicht, daß *Dagny*, die weidengerienschlanken Glieder von wundersamen Farbenhüllen umschlungen, vor sich hinsagt: „Ich *ohne* nicht, was wir mit all den Menschen machen sollen, wo wir sie betten, wie wir sie satt machen

sollen. Ich geb's auf und wasche meine Hände in Unschuld. Ich rühr' mich nicht, mag gehen, wie's will!“ So sagt sie und rührt sich anscheinend nicht, aber wir, die wir sie kennen, wissen, daß es eine Lüge ist, daß sie ihren Schlachtplan bis ins kleinste hinein fertig hat und sich, wie der kluge Feldherr, vor dem Kampf ausruht.

Es wird gebacken, gekocht, geschmort, gebraten in der riesenhaften Küche wie zu einem dreitägigen Hochzeitsfest in jenen Zeiten, da man einen ganzen Ochsen am Spieß briet. In dreißig, vierzig Öfen [Öen] wird mit Birkenholz geheizt, der Duft steigt in die stille Luft auf.

Einundzwanzig Grad Kälte!

Wir sitzen in dem großen Salon, und die Wogen des Gespräches gehen hoch, wie es nicht anders sein kann, wenn Bjönsons Kinder und Kindeskindern allesamt anwesend sind. Die Aulestad-Mutter sitzt abwechselnd mit einem Sohn oder einer Tochter an ihrer Seite. Ihre Augen sprühen von Leben, und jedesmal, wenn ihr die Heftigkeit einer Diskussion sinnfällig wird, muß sie wissen, um was es sich handelt – nur mit ein paar Worten, und sie ist mitten in der Brandung. Plötzlich sagt sie: „Du mußt mir helfen. Da ist eine Strophe, die mir im Kopf spukt: „Was ist mit dir, du Range, los“ . . . aber auf die eine Zeile kann ich nicht kommen!“ Wir finden sie heraus, und sie jubelt.

Weltpolitik wirbelt durch den Raum, es schneit Namen und Schicksale, Skandale und Anekdoten. So, eine kleine Pause – und vier Aulestadkinder spielen Whist an dem Tisch, den früher Björnstjerne und Gattin: der alte Onkel Reimers und der auserwählte Gast, dem Ehre erwiesen werden sollte, innehatten. Nun sind es *Dagny* aus Paris, Bergljot *Ibsen* aus Italien, *Erling* und *Einar*, die spielen. Sie spielen so friedlich, daß man glaubt, es sei ein sanfter, aber toll schwankender Taumeltraum. Sie sehen übrigens selbst aus, als glaubten sie nicht ganz an die Wirklichkeit der Tatsache.

Der von aller Welt adoptierte und als Mensch geliebte Zeichner *Oelaf Gulbrandsen*, sitzt daneben und schaut zu, das heißt, er blick unverwandt Klein-Dagny an, seine kinderjunge Frau, die so zart und durchsichtig ist und deren Madonnenaugen eine Kraft ausstrahlen wie ein ganzes Gramm Radium. Sie ist die Tochter von Einar und Elsbeth Langen, aber man könnte sie irrtümlich für eine etwas jüngere Zwillingsschwester der „großen Dagny“ halten. Und dort sitzt Erlings Sohn, *Harald*, blond und sanft wie seine dänische Mutter Thekla; und Erlings beide norwegische Töchter, die in jeder Bewegung sich als Kinder der kultivierten, mit Klugheit begabten Familie erweisen. Die dritte Schwester ist mit einem italienischen Diplomaten verheiratet und sitzt drunten in Abessinien oder irgendeinem andern Negerlande Afrikas. Sie gelangte nicht hierhin, wo sie im vorigen Jahre als die Birken grünten, Hochzeit hielt.

Weiß gekleidet und rank wie Mutter Karoline sitzt Frau Bergljot und erzählt mit einer Stimme, in der wonnevolle Freude schwingt, von ihrer Tochter *Irene*. Sie holt ein Album und zeigt Bild auf Bild von dem fürstlichen Heim in den Tiroler Bergen. Auf den Bildern erblickte ich eine junge Frau, so wundersam und unerlaubt schön, daß es mir als ein reines Verbrechen der Natur erscheint, sie auch noch mit Talent auszustatten. Selbige Irene hat kürzlich mit einigen kleinen Novellen in der „*Norwegischen Abendpost*“ debütiert, und nach ihnen zu urteilen, kann man in dramatischer Richtung ganz Außerordentliches von ihr erwarten. Aber obendrein – man höre und protestiere – tanzt sie und hat eine Stimme, die selbst

ihre Sängerin-Mutter für unvergleichlich erklärt. Dann . . . hat sie große schauspielerische Gaben! Es sollte gegen die Natur Klage eingereicht werden wegen ungerechter Verteilung ihrer Schätze.



Ein geheiztes Blumenauto ist uns gemeldet, und eifrig packen wir alle Körbe und Aufsätze voll Rosen, Anemonen, Orchideen und Maiglöckchen aus. Nicht eine Blume ist welk, nicht ein Blatt geknickt. Das Haus füllt sich mit betaubendem Duft. Man kann nicht treten vor Blumen, wir müssen balancieren wie Jongleure die zwischen Eiern oder Messern tanzen.

Wir haben Karoline ins Bett gelotst. Sie soll still liegen und alleine sein, aber alle Augenblick wird nach uns geschickt. Sie will nicht allein sein, um die Ankunft des letzten Zuges nicht zu verschlafen.

Und dann eine Szene, die sich nicht beschreiben läßt: Aus einem Dutzend Pelzen und Pelzdecken wickeln sich der Herr Theaterchef und seine Frau, die sich wie eine junge Mutter gebärdet, die mit ihrem Erstgeborenen von der Taufe kommt. Sie hält ein „Etwas“ mit den Armen umklammert, liebkost es und flüstert ihm zu und stürmt die Treppe hinauf. Die ganze Horde hinterher. Wir sind ja zwanzig „logierende Gäste“ – ich die einzige nicht Verwandte. Hinein zum Geburtstagsklub, dem noch ein halbes Stündchen an den neunzig fehlt. Sie wird halb totgedruckt von *Björn* und *Eileen* – des Südens dunkelster Rose – wir hören einen Ausruf und sehen sie mit – einem Hunde im Arm! einem kleinen seidenweichen Ding mit lackrotem Halsband. Der Hund kuschelt sich bei ihr ein und leckt sie zur Begrüßung. Zwanzig Menschen schwatzen unentwirrbar durcheinander. Alle wollen gehört werden. Keiner kann sich Gehör verschaffen. Am lautesten lacht Karoline mit drei Söhnen auf der Bettkante und einem Hunde im Arm, und Töchter und Schwiegertöchter vor sich auf dem Betteppich kniend.

Diogenes brauchte heute abend keine Laterne. Allein mit Hilfe des Mondscheins könnte er – und das auf einem Fleck – zwanzig glückliche Menschen finden.

Und die späten Gäste setzten sich zu Tisch. Bjorns Stimme ist leidend gewesen und er muß sie schonen. Er tut es, indem er jeden, der ein Wort einschalten will, prompt unterbricht mit seinem: Sei still und hör zu! Bei allen Göttern, es lohnt sich, den Mund zuzumachen und zuzuhören.



Fünfundzwanzig Grad Frost! Der erste Dezember. Erling Björnson – der durch seine Bewirtschaftung Aulestad zum ersten Mustergut des Gaustals erhoben und der im Laufe der Jahre Bjornstjerne so ähnlich geworden ist, daß man immer wieder stutzt und beinah erschrickt – stampft im knirschenden Schnee herum und hit an gigantischen Stangen die Riesenflaggen aller Nationen. Zwei von ihnen sind funkelnagelneu, die norwegische, das Geschenk einer Pariser Dame, und die schwedische von Anne Margrethe Holmgren, *Ellen Key*. Die Flaggen sind so groß, daß in keinem Zimmer Aulestads der Fußboden ausreichen würde, sie darüber auszuspannen.

Die Natur hat die Festtafel mit einem Tuch gedeckt, so blendend rein, wie keiner Konigstafel Seidendamast – sicher ihr zu Ehren, die sich Weiß zur Lieblingsfarbe erkoren, „weiß in Lust und weiß in Not, weiß im Leben und weiß im Tod“. . . . Die Gewässer sind zugefroren, die Tannen haben dicke,

weiße Pelzmäntel angezogen, aber die Birken stehen und frieren mit Anstand, wie Balldamen nur in Flor und Tüll. . .

Im Bett – *Paradebett* müßte es heißen – liegt die *Königin*, geschmückt wie eine Braut, in weißen Linnen, die von französischen Frauenhänden mit breiten, herrlichen Mustern bestickt sind. Die Gratulanten stürmen an. Zwischendurch werden Bienenkörbe hereingeschleppt, Obstkörbe. Koffer voller Kuchen aus dem Kirchspiel mitsamt der letzten Autoladung Blumen aus Lillehammer. Küsse regnen auf die alte, ewig junge Mutter herab. Sie wird gedrückt und geliebkost, sie umschließt mit den weichen segnenden Händen die ergrauenden Köpfe ihrer Lieben.

Nun ist die ganze Bande unten, um Kaffee zu trinken und auf Vorrat für den Tag zu essen. Der Mittag ist gestrichen zugunsten des großen Soupers. Wir sind allein. Ich locke, wie man einen Vogel mit Krumen lockt: „Erzähl‘ von deiner Kindheit!“ Von allem anderen hat sie mir längst berichtet. Just heute soll sie ihre Kindheit für mich zum Leben erwecken. Und sie erzählt. Nicht wie eine alte Frau, die an Vergangenes denkt, nein, die Stimme wird jung, die Sätze kurz, die Wahl der Worte kindlich. Sie ist wieder Kind. Plötzlich halt sie inne: „Ja, aber all dies darfst du beileide [sic] [beileibe] nicht veröffentlichen. Wenn du die Geschichte vom Topf erzähltest, was würden sie da in Bergen sagen!“ Sie erzählt weiter. Während eines kleinen Ausschnaufers sagt sie: „Ja, wäre es noch im Zusammenhange, da könnte es angeh’n, aber nicht so!“ Ich biege mich über sie und flüstere: „Ich verwende es nun doch, denn ich kann’s nicht lassen!“ Sie sieht mich an, und mit dem Lächeln öffnet sie mir sperrangelweit alle Türen. Ihre Worte lauten: „Ja, ja, da, so muß ich mich wohl deinen Händen ausliefern!“ . . .

Es gibt eine, die nicht wenig stolz ist.

.....

Der Tag gleitet hin.

Die ganze eine Wand des Eßzimmers nimmt ein breiter Tisch ein, auf dem eine Kunstaustellung von Blumendekorationen und Früchten aufgebaut ist wie aus Aladdins Wunderhöhle – nur mit dem Unterschiede, daß diese eßbar sind – und Gerichten, erdichtet von Dagnys schönheitsberauschtem Sinn. Ich habe von allem in der Welt ein bisschen geschaut, doch niemals einen Tisch, gedeckt wie diesen. Sechzig bis siebzig Menschen sollen gespeist werden und zwanzig sind wir im Hause, die noch dazu kommen, außer denen in der Küche. Aber alles geht lautlos vor sich. Nicht eine hastige Bewegung, nicht ein beschleunigendes Wort. Das Glück geht durchs Haus. Die Dielen haben Teppiche von Glück, auf das unsere Füße treten, die Wände strahlen Glück aus. In einem Freudenrausche gehen wir herum. Die Luft um uns ist wie eine einzige Umarmung.

Ich glaube, an diesem Tage ist auf Aulestad – von den Gästen, der Familie, dem Personal, von Blumen und Tieren, von den Molekülen, aus denen alles aufgebaut – nicht ein bitterer, nicht ein schwermütiger Gedanke gedacht worden. Alles ist Liebe, alles ist strahlende Wonne. Und das weiß ich, wenn ich einst jenem letzten Augenblick gegenüberstehe, in dem das ganze Leben in einem Nu vorübergleitet, so werde ich nach diesem Tage die Hände ausstrecken und ihn bitten, noch eine winzige Minute zu verweilen.

.....

Erst als das Dunkel sich gesenkt hat – nein, das Dunkel senkt sich nicht, denn der Schnee wirft Licht zum Himmel empor und die Sterne entzünden Licht über dem Schnee – aber als das, was wir Tag nennen, vorbei ist, beginnt das richtige, das große Fest. Die Autos sausen durchs Tal herauf, ein fortwährendes Sausen, nur unterbrochen von Schlittenglocken und dem Kreischen der Kufen.

Die Deputationen erscheinen. Von Norwegen, vom Gaustal, von den Einwohnern des Kirchspiels. Die Zimmer sind wie durch Zauberschlag gedrängt voll von norwegischen Odels- und Adelsbauern, deren jeder einzelne wie ein Bild wirkt, bald von Dürer, bald von Holbein, bald wie eines der Gesichter aus Michelangelos Deckengemälde. Solche Gesichter finden sich nur unter den norwegischen Bauern, und man begreift auf einmal das norwegische Selbstgefühl, den norwegischen Nationalismus. Es liegt ein eigenes, strenges *Noli me tangere* über diesen Odelsbauern, die ihre Stammtafeln ordnungsgemäß bis zur Heidenzeit zurückverfolgen können. Man spricht sie nicht unaufgefordert an. Man wagt sich nicht auf kameradschaftlichen Fuß mit ihnen. Sie kommen, um *dem Stolz des Reiches, der Mutter des Volkes, der ungekrönten Königin Norwegens, zu huldigen* und Ehre zu erweisen. Die Worte, die gesprochen und zu ihrem Preise vorgelesen werden, sind wie in Stein gemeißelt. Hinter ihnen liegt eine gehaltene Wärme, die bei den Zuhörern Tränen und Lächeln auslöst. Selbst der Amtmann, der ja nur ein fremder Vogel ist, ein armer Kontormensch, wird warm und spricht Worte, die aus innerstem Herzen kommen – aber wer kann sich in Worten mit den wortkargen Bauernaristokraten messen, die unberührt geblieben sind vom nivellierenden Zug der Zeit?

Bei derart festlichen Gelegenheiten pflegen ja königliche Personen im Purpur und mit der Krone auf dem Haupt zu erscheinen, das Ordensband quer über der Brust. Norwegens Königin, Karoline, trägt nur ein einfaches weißes Gewand. Das Großkreuz mit Brillanten, das ihr wohl schon längst als ein kleiner „*allumfassender Dank*“ des Landes verehrt wurde, hat sie nicht angelegt – vielleicht weil Hoftrauer für die englische Königin-Witwe ist. Vielleicht ist auch dies der Grund, warum König Haakon und Gemahlin nicht erschienen sind. Ich gehe herum und suche zwischen den mächtigen Blumendekorationen, an denen in dem Festgetriebe die Karten vertauscht worden sind, nach einem Gruß des norwegischen Königs und meines eigenen Landesfürsten, die ja sicher da sein müssen. Aber es ist unmöglich, sich in dem Gewimmel von Blumenliebesbeweisen zurechtzufinden.

Majestät Karoline geht an Björns Arm umher, alle begrüßend, feinhörig in ihrer Taubheit, scharfsichtig mit ihren an Sehkraft geschwächten Augen. Sie erkennt sie alle, begrüßt sie alle.

Die an jeglichem Hof unumgängliche Steifheit, ehe der Rangklasse nach die rechtmäßigen Plätze eingenommen sind, findet sich auch hier. Aber nur bis wir zu Tisch gehen, der in sechs Zimmern gedeckt ist – das sechste ist ein Teil der Küche, der mit Hilfe von gewaltigen Fahnentuchen zur Stube umgewandelt ist. Der Begriff „*königliche Tafel*“ paßt nicht mehr. Die Stimmung ist zu strahlend freudewarm, zu sehr alle vereinend, zu selbstvergessen dafür. Keiner denkt darüber nach, ob er der Majestät am nächsten oder am fernsten sitzt. Alle fühlen die gleiche wundersam erhebende Freude, mit dabei zu sein zu dürfen. Gut, daß die Türen geschlossen sind, sonst würde der Schnee von den Bergen schmelzen, und das darf er nicht. Denn in kurzem, in kurzem kommt der . . . *Fackelzug*.



Bei der goldenen Hochzeit des Königspaares Björnson im Jahre 1908 veranstalteten zur Sommerzeit die Bauern des Gaustales zum erstenmal seit dem Bestand Norwegens einen Fackelzug. Jetzt bei fünfundzwanzig Grad Winterkälte kommt die Jugend des Gaustales, Männer wie Frauen, mit Fackeln, um der weißen Winterkönigin zu huldigen.

Wir stehen und starren durch die Gucklöcher, die wir in die fest zugefrorenen Scheiben gehaucht. Seht, seht, die Fackeln leuchten unter dem klaren Frosthimmel! Es sind die Fackeln *der tausend Heimstätten*, die Björnson geschaffen, die jetzt mit ihrem brennenden Dank aufwärts-wandern.

Mit Fackeln in den Händen und singend: „*Ja, wir lieben dieses Land*“ nähert sich Norwegens Jugend der Frau, ohne die der Sängerkönig nie die höchsten Zinnen seiner Kunst erreicht hätte.

Königin Karoline steht am Fenster, weiß wie der weiße Schnee. Ein Fenster wird geöffnet, die grüßt, sie spricht, und die Jugend singt, und die Fackeln leuchten. Und hin über's Tal geht eine Jugend, die niemals diese Stunde vergißt. . . .

.....

Als die Nacht naht, sitzt sie, die Neunzigjährige, mit einem Haufen Telegramme aus allen Teilen der Welt, aus allen Landen, von Verwandten und Freunden, von Berühmtheiten und Unbekannten, der Haufe geht in die Tausende, sie murmelt, während sie liest. Es ist Lektüre für viele Winterstunden.

.....

Einen Tag wie diesen hat noch keiner von uns erlebt, wird keiner von und ein zweitesmal erleben.

Aulestad, den 2. Dezember 1925

Königin Karolines Geburtstag.

Von Karin Michaelis.

Hiermit habe ich die Ehre und Freude, die Leser aus Anlaß von Königin Karolines neunzigstem Geburtstag nach Aulestad einzuladen. Aber da alle Feste — von der Geburt angefangen — mit Vorbereitungen beginnen, ist es am besten, die Gäste auch an diesen teilnehmen zu lassen: Im vorigen Jahre war es, daß alle fünf Aulestadkinder in ihr Elternhaus gestürzt kamen, wo die Björne-Mutter todkrank darniederlag. Als der älteste Sohn, der am weitesten fort war und darum am wenigsten erwartet wurde, am Bett erliegen, in bebender Angst, daß sein Kommen die Kranke erquickend könne, lächelte diese schalkhaft und brach in die Worte aus: — Es ist doch wohl noch nicht so weit zum Seichenschmaus!

Bei dieser Gelegenheit nahmen die fünf Geschwister und ganz Norwegen mit ihnen sich den Schwur ab, ihre Mutter für diesen Tag zu beschützen und zu bewahren. Und der Schwur wurde gehalten. Im Sommer, als ich eine kleine Spree-tour hier hinauf machte, waren die Festvorbereitungen im vollen Gange. Es lag Geburtstag in der Luft. Die Sonne schien wärmer, die Feuchtigkeit war nicht so hinterhältig wie sonst in norwegischen Sommern. Aber jedesmal, wenn ein ganz geringer Ohnmachtsanfall die Wangen der weißen Königin bleichte, beschlich uns alle Furcht. Nur sie selbst nicht. Sie wußte, daß der Paß zwischen ihren Kindern und den höchsten Mächten geschlossen war, und da sie selbst ihr königliches Wort nie gebrochen hatte, so rechnete sie — ganz richtig — damit, daß die Natur es auch nicht tue.

Neunzig Grad Kälte. Schnee überm Lande. Eine neunzigjährige Mutter, umgeben von all ihren Kindern. Sie ist so lebendig und lebhaft, so unabdingt strahlend, so märchenfroh in ihrer freudigen Erwartung, daß wir andern im Vergleich zu ihr die reinen Methusalems sind. Wir müssen förmlich eine Verschwörung anzetteln, um ihrer bezaubernden Persönlichkeit zu entziehen, damit ihre Kräfte nicht vor dem Tage verbraucht seien. Am liebsten wüßte ich — als Dichterin — den ganzen, geschlagenen Tag bei ihr sitzen und jedes ihrer Worte niederschreiben, wie man zur Sommerzeit Vorräte für den dunklen, notbringenden Winter sammelt. Sie schwebt überall herum, ist neugierig wie ein Wieselflägel und ebenso behende. Festbinden können wir sie ja nicht, und taten wir's, zerbiß sie die Bande. Weiß Gott, mit ihren starken, gesunden Fäbren. Sie reißt ihre weißen kleinen Hände voll unglücklichen Wohlbehagens, jede Sorge, jede traurige Erinnerung ist tausend Meilen weit fort. In jugendlichem Uebermut zählt sie unbeschämt an den Fingern die Gäste ab, die sich angemeldet haben, und lacht beim Gedanken daran, wie sie untergebracht werden sollen. Pah, das geht sie nichts an, geht. Sie hat nichts mit dem ganzen zu schaffen. — Schau, ich bin nur ein Gast, liebste Freundin. Ich bin zu diesem Fest eingeladen, ja, freilich. Das seid ihr andern auch, aber auf ganz andere Art. Sie lächelt prüflich und nicht: — auf eine ganz andere Art.

Den Dagny, die ewige Loreley Aulestads und aller Males, die aus Paris gekommen ist und mit ihrem Geist und Charme, mit ihrer Süße und ihrem Raffinement ganz Frankreich ins Gaustal hinaufbringt — hat für alles die Fürsorge übernommen, für die Freudenbetten, für das Essen und das Wetter. Die goldige Karoline meint, daß alles in schönster Ordnung sei. Sie hört nicht, daß Dagny, die weidengertenschlanken Glieder von wunderschönen Farbenhüllen umschlungen, vor sich hinsagt: „Ich ahne nicht, was wir mit all den Menschen machen sollen, wo wir sie betten, wie wir sie satt machen sollen. Ich geh' mich auf wasche meine Hände in Unschuld. Ich rühr' mich nicht, mag' gehen, wie's will!“ So sagt sie und rührt sich anscheinend nicht, aber wir, die wir sie kennen, wissen, daß es eine Lüge ist, daß sie ihren Schlachtplan bis ins kleinste

hinein fertig hat und sich, wie der kluge Feldherr, vor dem Kampf ausruht.

Es wird gebackten, gekocht, geschmort, gebraten in der riesenhaften Küche wie zu einem dreitägigen Hochzeitsfest in jenen Zeiten, da man einen ganzen Ochsen am Spieß briet. In dreistündig würgig Ofen wird mit Birkenholz geheizt, der Duft steigt in die stille Luft auf.

Einundzwanzig Grad Kälte!

Wir sitzen in dem großen Salon, und die Wogen des Gesprächs gehen hoch, wie es nicht anders sein kann, wenn Björnsons Kinder und Kindeskinde alleramt anwesend sind. Die Aulestad-Mutter sitzt abwechselnd mit einem Sohn oder einer Tochter an ihrer Seite. Ihre Augen sprühen von Leben, und jedesmal, wenn ihr die Festigkeit einer Diskussion jammert, muß sie wissen, um was es sich handelt — nur mit ein paar Worten, und sie ist mitten in der Erregung. Plötzlich sagt sie: „Du mußt mir helfen. Du bist eine Strophe, die mir im Kopf pumpt. Was ist mit dir, du Range, los“ — aber auf die eine Zeile kann ich nicht kommen!“ Wir finden sie heraus, und sie jubelt.

Weltpolitik, Ehehandel und Anekdoten. So eine kleine Pause — und vier Aulestadkinder spielen Whist an dem Tisch, den früher Björnsterne und Gattin, der alte Onkel Remeis und der ausgewählte Gast, dem Ehre erwiesen werden sollte, innehalten. Nun sind es Dagny aus Paris, Berglot Hesen aus Italien, Erling und Gina, die spielen. Sie spielen so trieblich, daß man glaubt, es sei ein sanfter, aber toll schwankender Taumeltraum. Sie sehen übrigens selbst aus, als glaubten sie nicht ganz an die Wirklichkeit der Tatsache.

Der von aller Welt adoptierte und als Mensch geliebte Zeichner Olof Gulbrandsen, sitzt daneben und schaut zu, das heißt, er blickt unverwandt Klein-Dagny an, seine hundertjährige Frau, die so zart und durchsichtig ist und deren Madonnenaugen eine Kraft ausstrahlen wie ein ganzes Gramm Radium. Sie ist die Tochter von Cinar und Elisabeth Langen, aber man könnte sie vortrefflich für eine etwas jüngere Zwillingsschwester der „großen Dagny“ halten. Und dort sitzt Erlings Sohn, Harald, blond und sanft wie eine dänische Mutter Thelma, und Erlings beide norwegische Töchter, die in jeder Bewegung sich als Kinder der kultivierten, mit Klugheit begabten Familie erweisen. Die dritte Schwester ist mit einem italienischen Diplomaten verheiratet und sitzt drüben in Ebeffinen oder irgendeinem andern Regenerlande Afrika. Sie gelangte nicht herhin, wo sie im vorigen Jahre als die Birken grünten, Hochzeit hielt.

Weiß gekleidet und rank wie Mutter Karoline sitzt Frau Berglot und erzählt mit einer Stimme, in der wonnenvolle Freude schwingt, von ihrer Tochter Irene. Sie holt ein Album und zeigt Bild auf Bild von dem stilsüchtigen Heim in den Tiroler Bergen. Auf den Bildern erblicke ich eine junge Frau, so wunderbar und unerlaubt schön, daß es mir als ein reines Verbrechen der Natur erscheint, sie auch noch mit Talent auszustatten. Selbige Irene hat kürzlich mit einigen kleinen Novellen in der „Norvegische Aftenblad“ debütiert, und nach ihnen zu urteilen, kann man in dramatischer Richtung ganz Außerordentliches von ihr erwarten. Aber obendrein — man höre und protestiere — tanzt sie und hat eine Stimme, die selbst ihre Sängerin-Mutter für unvergleichlich erklärt. Dann... hat sie große schauspielerische Gaben! Es sollte gegen die Natur Klage eingereicht werden wegen ungerechter Verteilung ihrer Schätze.

Ein geheiztes Blumenauto ist uns gemeldet, und eifrig packen wir alle Körbe und Aufsätze voll Rosen, Anemonen, Orchideen und Maiglöckchen aus. Nicht eine Blume ist welk, nicht ein Blatt geknickt. Das Haus füllt sich mit betäubendem Duft. Man kann nicht treten vor Blumen, wir müssen balancieren wie Jongleure, die zwischen Eiern oder Messern tanzen.

Wir haben Karoline ins Bett gelotst. Sie soll still liegen und alleine sein, aber alle Augenblicke wird nach uns geschickt. Sie will nicht allein sein, um die Ankunft des letzten Juges nicht zu verschlafen.

Und dann eine Szene, die sich nicht beschreiben läßt: Aus einem Dupend Pelzen und Pelzbecken wickeln sich der Herr Theaterchef und seine Frau, die sich wie eine junge Mutter gebärden, die mit ihrem Erstgeborenen von der Laute kommt. Sie hält ein „Gnaw“ mit den Armen umklammert, liebt es und flüstert ihm zu und stürmt die Treppe hinauf. Die ganze Horde hinterher. Wir sind ja zwanzig „logierende Gäste“ — ich die einzige nicht Verwandte. Dineum zum Geburtstag steht, dem noch ein halbes Etüdechen an dem neunzig fehlt. Sie wird halb todgedrückt von Björn und Gileen — des Südens dunkelster Rose — wir hören einen Ausruf und sehen sie mit — einem Guße im Arm! einem kleinen seidenweichen Ding mit lackiertem Halsband. Der Hund kuschelt sich bei ihr ein und leckt sie zur Begrüßung. Zwanzig Menschen schwanzen unentwirrbar durcheinander. Alle wollen gehört werden. Keiner kann sich Gehör verschaffen. Am lautesten lacht Karoline mit drei Lächeln auf der Brust und einem Guße im Arm, und Tochter und Schwiegertochter vor sich auf dem Treppchen kniend.

Diogenes brauchte heute Abend keine Laterne. Allein mit Hilfe des Mondschins könnte er — und das auf einem Fleck — zwanzig glückliche Menschen finden.

Und die spätem Gäste setzen sich zu Tisch. Björn's Stimme ist lebendig gewesen und er muß sie schonen. Er tut es, indem er jeden, der ein Wort einschalten will, prompt unterbricht mit seinem: Sei still und höre zu! Bei alten Göttern, es lohnt sich, den Mund zuzumachen und zuzuhören.

Fünf und zwanzig Grad Frost! Der erste Dezember. Erling Björnson — der durch seine Bewirtschaftung Aulestad zum ersten Mustergut des Gaustals erhoben und der im Laufe der Jahre Björnsterne so ähnlich geworden ist, daß man immer wieder fragt und beinahe erschrickt — stampft im anstehenden Schnee herum und hält an gigantischen Stangen die Niesenflaggen aller Nationen. Zwei von ihnen sind funkelnagelneu, die norwegische, das Geschick von einer Pariser Dame, und die schwedische von Anne Margrethe Holmgren, Ellen Key. Die Flaggen sind so groß, daß in keinem Zimmer Aulestads der Fußboden ausreichen würde, sie darüber auszuspannen.

Die Natur hat die Festtafel mit einem Tuch bedeckt, so blendend rein, wie keiner Königtastel Eidendamas — sich ihr zu Ehren, die sich Weiß zur Lieblingsfarbe erkoren, „weiß in Luft und weiß in Not, weiß im Leben und weiß im Tod“.

Die Gewässer sind zugefroren, die Tannen haben dicke, weiße Pelzmäntel angezogen, aber die Birken stehen dicke und frischen mit Anstand, wie Postdamen nur in Flor und Tüll.

Im Bett — Paradebett müßte es heißen — liegt die Königin, geschmückt wie eine Braut, in weißen Tüchern, die von französischen Frauenhänden mit breiten, herrlichen Mustern bestickt sind. Die Gratulanten stürmen an, zwischenhand werden Händehüte hervingeshleppt, Obstkörbe, Koffer voller Kuchen aus dem Kirchspiel mit dem letzten Autoladung Blumen aus Lisehammer. Rüsse regnen auf die alte, ewig junge Mutter herab. Sie wird gedrückt und geliebt, sie umschlingt mit den weichen segnenden Händen die ergraunden Köpfe ihrer Lieben.

Nun ist die ganze Bande unten, um Kaffee zu trinken und auf Vorrat für den Tag zu essen. Der Mittag ist gestrichen zugunsten des großen Soupers. Wir sind allein. Ich locke, wie man einen Vogel mit Krumen lockt: „Erzähl von deiner Kindheit!“ Von allem anderen hat sie mir längst berichtet. Nur heute soll sie ihre Kindheit für mich zum Leben erwecken. Und sie erzählt. Nicht wie eine alte Frau, die an Vergangenes denkt, nein, die Stimme wird jung, die Sprache kurz, die Wahl der Worte köstlich. Sie ist wieder Kind. Möglich hält sie inne: „Ja, aber all dies darfst du beiseite. Nicht veröffentlicht. Wenn du die Geschichte vom Topf erzählt hast, was würden sie da in Bergen sagen!“ Sie erzählt weiter. Während eines kleinen Ansichtswegs sagt sie: „Ja, wäre es noch im Zusammenhang, da könntest du annehmen, daß ich dich nicht mich überhänge, und flüsterte: „Ach, verwerbe es nun doch, denn ich kann's nicht lassen!“ Sie sieht mich an, und mit dem Nächeln öffnet sie mir sperrangelweit alle Türen. Ihre Worte lauten: „Ja, ja, da, so muß ich mich wohl deinen Händen ausliefern!“

Es gibt eine, die nicht wenig stolz ist.

Der Tag gleitet hin.

Die ganze eine Wand des Eszimmers nimmt ein breiter Tisch ein, auf dem ein Kunstausstellung von Blumendekorationen und Früchten aufgebaut ist wie aus Maddens Wunderhöhle — nur mit dem Unterschiede, daß diese essbar sind — und Gerichten, erdichtet von Dagnys Schönheitsbetrachtungem Sinn. Ich habe von allem in der Welt ein bißchen geschaut, doch niemals einen Tisch, gedeckt wie diesen. Sechzig bis siebzig Menschen sollen gespeist werden und zwanzig sind wir im Hause, die noch dazu kommen, außer denen in der Küche. Aber alles geht lautlos vor sich. Nicht eine hastige Bewegung, nicht ein beschleunigendes Wort. Das Glück durchsirens Füße treten, die Wände strahlen Glück aus. In einem Freudentaumel gehen wir herum. Die Luft um uns ist wie eine einzige Umarmung.

Ich glaube, an diesem Tage ist auf Aulestad — von den Gästen, der Familie, dem Personal, von Blumen und Tieren, von den Molekülen, aus denen alles aufgebaut — nicht ein bitterer, nicht ein schwermütiger Gedanke gedacht worden. Alles ist Liebe, alles ist strahlende Wärme. Und das weiß ich, wenn ich einst jenem letzten Augenblicke gegenüberstehe, in dem das ganze Leben in einem Nu vorübergleitet, so werde ich nach diesem Tage die Hände ausstrecken und ihn bitten, noch eine winzige Minute zu verweilen.

Erst als das Dunkel sich gesenkt hat — nein, das Dunkel senkt sich nicht, denn der Schnee wirft Licht zum Himmel empor und die Sterne entzünden Licht über der Schnee — aber als das, was wir Tag nennen, vorbei ist, beginnt das richtige, das große Fest. Die Autos sausen durchs Tal herauf, ein fortwährendes Säusen, nur unterbrochen von Schlittenglocken und dem Kreischen der Rufen.

Die Deputationen erscheinen. Von Norwegen, vom Gaustal, von den Einwohnern des Kirchspiels. Die Zimmer sind wie durch Zauber Schlag gedrängt voll von norwegischen Odel- und Adelsbauern, deren jeder einzelne wie ein Bild wirkt, bald von Düren, bald von Holbein, bald wie eines der Gesichter aus Michelangelos Deckengemälde. Solche Gesichter finden sich nur unter den norwegischen Bauern, und man begreift auf einmal das norwegische Selbstgefühl, den norwegischen Nationalismus. Es liegt ein eigenes, strenges Noli me tangere über diesen Odelbauern, die ihre Stammtafeln ordnungsgemäß bis zur Heidenzeit zurückverfolgen können. Man spricht sie nicht unaufgefordert an. Man wagt sich nicht auf komerzschafflichen Fuß mit ihnen. Sie kommen, um dem Stolz des Reiches, der Mutter des Volkes, der ungekrönten Königin Norwegens, zu huldiven und Ehre zu erweisen. Die Worte, die gesprochen und zu ihrem Preise vorgelesen werden, sind wie in Stein gemeißelt. Hinter ihnen liegt eine gehaltene Wärme, die bei den Zuhörern Tränen und Lächeln auslöst. Selbst der Amtmann, der ja nur ein freier Vogel ist, ein armer Kontornensch, wird warm und spricht Worte, die aus innerstem Herzen kommen — aber wer kann sich in Worten mit den worthargen Bauernaristokraten messen, die unberührt geblieben sind vom wüßlerischen Zug der Zeit?

Bei derart festlichen Gelegenheiten pflegen ja königliche Personen ein Purpur und mit der Krone auf dem Haupte zu erscheinen, das Ordensband quer über der Brust. Norwegens Königin, Karoline, trägt nur ein einfaches weißes Gewand. Das Großkreuz mit Brillanten, das ihr wohl schon längst als ein kleiner, allumfassender „Danke“ des Landes verehrt wurde, hat sie nicht angelegt — vielleicht weil Hoftrauer für die englische Königin-Witwe ist. Vielleicht ist auch dies der Grund, warum König Haakon und Gemahlin nicht erschienen sind. Ich gehe herum und suche zwischen den mächtigen Blumendekorationen, an denen in dem Festgetriebe die Karten vertauscht worden sind, nach einem Gruß des norwegischen Königs und meines eigenen Landesfürsten, die ja sicher da sein müssen. Aber es ist unmöglich, sich in dem Gewimmel von Blumenliebeshelmen zurechtzufinden.

Majestät Karoline geht an Björn's Arm umher, alle begrüßend, fehmäßig in ihrer Taubheit, scharfsichtig mit ihren an Sehkräft geschwächten Augen. Sie erkennt sie alle, begrüßt sie alle.

Die an jeglichem Hof unumgängliche Steifheit, ebe der Mangalasse nach die rechtmäßigen Plätze eingenommen sind, findet sich auch hier. Aber nur bis zur Tische gehen, der in sechs Zimmern gedeckt ist — das sechste ist ein Teil der Küche, der mit Hilfe von gewaltigen Fahrentischen zur Stube umgewandelt ist. Der Begriff „königliche Tafel“ paßt nicht mehr. Die Stimmung ist zu strahlend freudewarm, zu sehr alle vereinernd, zu selbstvergessen dafür. Keiner denkt darüber nach, ob er der Majestät am nächsten oder am fernsten sitzt. Alle fühlen die gleiche wundersam erhebende Freude, mit dabei zu sein zu dürfen. Gut, daß die Türen geschlossen sind, sonst würde der Schnee von den Bergen schmelzen, und das darf er nicht. Denn in kurzem, in kurzem kommt der... Jackelzug.

Bei der goldenen Hochzeit des Königspaars Björnson im Jahre 1908 veranstalteten zur Sommerzeit die Bauern des Gaustales zum erstenmal seit dem Bestand Norwegens einen Jackelzug. Jetzt bei fünfundzwanzig Grad Winterkälte kommt die Jugend des Gaustales, Männer wie Frauen, mit Jackeln, um der weißen Winterkönigin zu huldiven.

Wir stehen und starren durch die Gucklöcher, die wir in die fest zugefrorenen Scheiben gehaut. Seht, seht, die Jackeln leuchten unter dem klaren Frosthimmel! Es sind die Jackeln der Tausendheimsäten, die Björnson geschaffen, die jetzt mit ihrem brennenden Dank aufwärts wandern.

Mit Jackeln in den Händen und singend: „Ja, wir lieben dieses Land“ nähert sich Norwegens Jugend der Frau, ohne die der Sängerknaben nicht die höchsten Töne seiner Kunst erreichen hätte.

Königin Karoline steht am Fenster, weiß wie der weiße Schnee. Ein Fenster wird geöffnet, sie grüßt, sie spricht, und die Jugend singt, und die Jackeln leuchten. Und hinüber's Tal geht eine Jugend, die niemals diese Stunde vergißt.

Als die Nacht naht, sitzt sie, die Neunzigjährige, mit einem Haufen Telegramme aus allen Teilen der Welt, aus allen Ländern, von Verwandten und Freunden, von Bekannten und Unbekannten, der Hause geht in die Tausende, sie murmelt, während sie liest. Es ist Lektüre für viele Winterstunden.

Einen Tag wie diesen hat noch keiner von uns erlebt, wird keiner von uns ein zweitesmal erleben.

Aulestad, den 2. Dezember 1925.